

Aufgang Europas

Zu Friedrich Heers gleichnamigem Buch

Von FRIEDRICH KEMPF S. J.

Die Menschen von heute sind gegenüber der Geschichte recht anspruchsvoll geworden. Ganz zu schweigen von der behaglichen, weltfremden Liebe des Antiquars, die man heute nur noch schrulligen Originalen erlaubt, ist auch die hochgezüchtete Geistigkeit des Historismus problematisch geworden. Dieses ehrfürchtige Sichversenken in Zeiten und Menschen von ehemals, dieses selbstvergessene Hinstarren, bis die Zeit im Betrachtenden gleichsam zu leben, zu sprechen und zu handeln beginnt, genügt nicht mehr. Ist denn die Geschichte nur ein Fließen, ein Auf- und Untergang nie wiederholbarer Stunden und einmaliger Persönlichkeiten oder gibt es in ihr nicht auch etwas Festes und Ruhendes? Der einzelne Mensch steht doch in einer bestimmten Umwelt, die wiederum nur den Teil eines Umfassenderen, einer Kulturwelt bildet. Die einzelnen Kulturkreise sind aber jeweils vom Menschen geschaffen worden, von jenem sich letztlich gleichbleibenden Körper-Geistwesen, das durch die Jahrtausende hindurch stets von neuem dieselben Fragen zu lösen hat. Das also macht das eigentliche Problem der Geschichte aus: daß sich in ihr immer wieder derselbe Mensch verwirklicht und doch jeweils in neuer, einmaliger Weise. Daher verlangt man heute von einem Historiker nicht nur zuverlässigen Tatsachenbericht, nicht nur nachfühlendes Erfassen der individuellen Kräfte einer Zeit oder einer Persönlichkeit, nein, in der Zeichnung des Historischen soll das Metahistorische aufscheinen, das Beharrende, Überindividuelle, ewig Menschliche.

Vielleicht ist das der Grund, warum der junge katholische Historiker Friedrich Heer in steigendem Maß die Aufmerksamkeit auf sich zieht.¹ Der Rahmen seines Werkes ist an sich nicht weit gespannt. Genau genommen, handelt es sich nur um einen geistesgeschichtlichen Beitrag zum 12. Jahrhundert, zusammengesetzt aus Einzelanalysen von geistig-religiösen, sozialen, politischen Bewegungen und von der Geisteshaltung einiger bedeutender Männer. Aber diese Analysen dringen zu einer solchen Tiefe vor, daß sie über das Zeitbedingte hinaus auf jene Schicht stoßen, wo der Geist des Abendlandes als solcher ertastet werden kann. Und da Heer der Ansicht ist, erst im 12. Jahrhundert habe sich der europäische Geist seinem wirklichen Wesen gemäß zu regen und zu entfalten begonnen, gab er seinem

¹ Friedrich Heer, *Aufgang Europas*. Eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Frömmigkeit, Frömmigkeitsstil und dem Werden Europas im 12. Jahrhundert, I: Textband (660 S.), II: Kommentarband (219 S.), Europa-Verlag Wien-Zürich 1949.

Buch den stolzen Obertitel „Aufgang Europas“. Kein Wunder, daß das Werk weit über die Fachkreise hinaus Interesse weckt; verspricht es doch, wichtige Aufschlüsse zum Verständnis unsrer europäischen Kultur zu geben. Es soll im Folgenden versucht werden, aus Heers Buch die wesentlichen Aussagen über das Abendland herauszuheben und zur Diskussion zu stellen. Freilich wird damit dem Werk irgendwie Gewalt angetan. Während Heer immer wieder um das Problem des 12. Jahrhunderts kreist und ihm durch unermüdliches, meisterhaftes Befragen eine Fülle wichtigster Aussagen entlockt, wird hier der Schwerpunkt einseitig zum Metahistorischen verschoben und so eigentlich das Schönste und Wertvollste geopfert. Andererseits dürfte jedoch diese Überschau vielen Lesern als erste Einführung willkommen sein.

I.

Das 12. Jahrhundert ist nach Heer ein entscheidender Wendepunkt der abendländischen Geschichte, eine Zeit des Kampfes zwischen einer alten und einer neuen Welt. Auf eine abstrakte Formel gebracht, geht es um die europäische Geistesfreiheit, die sich gegen die allzu stark gebundene Weltanschauung karolingisch-ottonischer Herkunft durchsetzt. Auf der neuen, im 12. Jahrhundert grundgelegten Ordnung beruht die ganze folgende Geschichte Europas bis in unsere Zeit hinein. Daher verstehen wir auch die Menschen des 12. Säkulums und ihre Probleme viel besser als die der vorhergehenden Epoche.

Tatsächlich hat das Abendland, seitdem es unter Karl dem Großen seine erste Form gefunden hatte, bis in das 11.—12. Jahrhundert hinein in einer merkwürdigen, uns modernen Menschen schwer zugänglichen Welt gelebt. „Natur und Mensch bilden eine Realität, eine Wirklichkeitssphäre, in der nicht zwischen Natur und Übernatur, weltlich und geistlich, materiell und geistig geschieden wird“ (S. 23). Heer nennt sie die Welt der politischen Religiosität. In ihrem Mittelpunkt steht Christus, der König, der mächtige Himmelsherr, der den Kampf gegen die teuflischen Gewalten siegreich ausficht. Und alle Geschöpfe nehmen an diesem Kampf teil: die Engel und Heiligen im Himmel wie die Menschen auf Erden, soweit sie zum Reich gehören; die mit heiligem Chrisam gesalbten Könige, die Priester, Mönche und Laien, sie alle helfen bei der Verteidigung und der Ausbreitung des Gottesreiches mit. Daher gibt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt; sie sind nur zwei Seiten derselben Wirklichkeit. Daher gewinnt die religiöse Bindung an Gott einen politisch-rechtlichen Charakter. Fides wird vorwiegend als Treue verstanden, gratia als Huld, Erlösung als Befreiung vom Rechtsanspruch des Teufels, Sünde als Auflehnung des Vasallen gegen den obersten Lehnsherrn und seine Ordnung. Und zwar nehmen alle diese Begriffe eine spezifisch mittelalterliche Färbung an, da in sie sowohl adelig-feudale Vorstellungen wie auch das nüch-

tern rechnende do-ut-des-Denken des Bauern und ein primitives Sicherungsbedürfnis gegenüber dem Deus tremendus eingeflossen sind. Desgleichen wandelt das germanisch-romanische Recht die hierarchische Verfassung der Kirche um und gliedert durch das Eigenkirchenwesen und die Laieninvestitur die Priester der Niederkirchen sowie die Äbte und Bischöfe in den religiös-politischen Reichsorganismus ein. Diese eigenartige Welt, in der die verschiedensten Lebensenergien in einer noch unentwickelten, lebendigen Einheit friedlich nebeneinander schlummern, konnte nicht durch klare Begriffe, sondern nur durch Symbole und durch ehrfürchtiges Beschreiben der eigenen Zuständlichkeit ausgedrückt werden. Für vorwärtsdringende wissenschaftliche Forschung war da kein Platz, sondern nur für Überlieferungstreues und symbolistisches Denken. Die Worte, deren man sich bediente, besaßen mehrere Sinngehalte zugleich, waren also gleichsam selbst Symbole. „Reich“ besagte himmlisches und irdisches Reich, „Treue“ band an den weltlichen wie an den göttlichen König, „Kirche“ umfaßte regnum und sacerdotium.

Diese politisch-religiöse Welt karolingisch-ottonischen Stils begann im 11. Jahrhundert zu wanken. Ein deutliches Symptom der Auflösung war es schon, daß Dialektiker und Antidialektiker in einen erbitterten Streit über das Verhältnis von Glaube und Vernunft gerieten und daß der Dialektiker Berengar von Tours den Zentralpunkt der sakramental-politischen Welt, das Geheimnis der heiligen Eucharistie, durch seine häretische, rein spirituelle, symbolische Lehre von der eucharistischen Gegenwart des Herrn angriff. Aber den eigentlichen Durchbruch vollzogen die kirchlichen Reformer des Investiturstreits. Dadurch, daß sie die kirchlich-geistlichen Einrichtungen aus der zu starken Verflechtung mit dem politisch-sozialen Leben herauslösen wollten, sagten sie praktisch der alten Welt den Kampf an. Dabei scheuten sie vor keiner Konsequenz zurück, nicht einmal vor der sakrosankten Würde des gesalbten Königs. Ihrer Ansicht nach blieb der Herrscher trotz der Salbung ein Laie und unterlag daher bei Verstößen gegen die göttliche Ordnung der Straf- und Absetzungsgewalt des Papstes. Daher wurden alte Zentralbegriffe, wie Reich, Treue, *ecclesia universalis*, die bisher wegen des Ineinander der Lebensgebiete eine zugleich religiös-spirituelle und politisch-irdische Bedeutung besessen hatten, auf das religiöse Element allein zurückgeführt, spiritualisiert, vereinseitigt und, da der Papst das Haupt der geistlichen Gemeinschaft ist, auf ihn bezogen. Das führte notwendig zu weiteren Folgerungen. Das Königtum, im sakralen Raum seiner früheren Würde und Freizügigkeit weitgehend beraubt, besann sich auf seine weltlichen Grundlagen. Man grenzte die staatlichen und die kirchlichen Rechte genauer ab. Die Trennung von Priestern und Laien, von regnum und sacerdotium, von Papsttum und Kaisertum bahnte sich an. Aber der Investiturstreit war nur der stärkste, sichtbarste Ausdruck der tiefer liegenden Wandlung, wie sie schon vorher etwa mit Berengar von Tours offenbar geworden war. Die alte Welt als Ganzes war fraglich geworden.

Die Krise, in die das Abendland während des 11. Jahrhunderts eingetreten war, sollte das 12. endgültig austragen. Auf allen Fronten entbrannte damals der Kampf zwischen den zwei Welten. Er war unvermeidbar. Zu tief wurzelten die Vorstellungen und Einrichtungen der politisch-religiösen Welt in der mittelalterlichen Gemeinschaft, als daß eine so gründliche Wandlung ohne Erschütterung hätte vor sich gehen können. Vor allem war ihnen das deutsche Volk wesentlich verhaftet, das Volk der Bauern und des feudalen Adels, das Volk des Heiligen Reiches und der Ostmission. Aus Deutschland sollte daher auch der leidenschaftlichste Verteidiger der alten Welt kommen, der Stauferkaiser Friedrich Barbarossa. Unter ihm erreichte die Auseinandersetzung des 12. Jahrhunderts ihren Höhepunkt und ihren Abschluß. Sie endete notwendig mit dem Sieg der neuen Auffassungen. Denn die neue, im 11. Jahrhundert entfesselte Bewegung ließ sich nicht mehr aufhalten. Sie wuchs stetig, verbreitete sich und wandelte allmählich alle Lebensgebiete um. Was das 12. Jahrhundert an Neuem geschaffen, sollte die Grundlage des künftigen Europa werden. Die Arbeit ist in Frankreich und zum Teil in Italien geleistet worden. Schon damals ist Deutschland die Führung des Abendlandes langsam entglitten.

Bei der Beschreibung der neuen, sich gerade bildenden Welt beginnt man am besten mit der Wandlung der religiösen Vorstellungen. Das Christusbild wird ein anderes. Gegenüber der hoch thronenden göttlichen Majestät, die den Getreuen Schutz und Lohn, den Rebellen die Rache verheißt, hält man sich jetzt mehr an die Menschheit des Herrn, an den gütigen, liebenden, armen, barmherzigen, leidenden und gekreuzigten Heiland. Anstatt der objektiven Rechts- und Gemeinschaftsordnung des gottgesetzten Kosmos, die vorher die religiöse Bindung bestimmt hat, kommt jetzt ein subjektives Verhalten zu Jesus, dem gütigen Seelenfreund, auf. Der seelische Innenraum öffnet sich; es erwacht das Bewußtsein von der Würde des Einzelmenschen, von seiner Gottesebenbildlichkeit, von seiner im Heiligen Geist gründenden Freiheit, von dem Gewissen und der inneren Gesinnung als der Quelle der Sünde und der Heiligkeit. Das zu einem stärkeren Selbstbewußtsein gelangte Individuum schafft sich nun eine neue wissenschaftliche Methode in der Theologie und in der Kanonistik. Ausgangspunkt des Denkens ist nicht mehr die ehrfürchtig hingenommene Tradition, sondern der methodische Zweifel. Man rückt ihm mit Begriffen und Unterscheidungen zu Leibe, die aus der Philosophie gewonnen sind. So entsteht die Scholastik. Durch sie vollzieht die kirchliche Wissenschaft die grundsätzliche Wende zu einer vorwiegend anthropozentrischen Haltung: Die menschliche Vernunft, freilich immer noch vom Glauben erleuchtet, rückt in den Mittelpunkt. Der Kampf gegen die frühmittelalterliche Welt erschließt ferner ein ganz neues Verhältnis zur Antike. Da man die heilige antiquitas als das leuchtende Vorbild ansieht, nach dem die alte verdorbene Welt erneuert werden soll, wird die Antike zur Hilfsmacht. „Renaissancen“ hat es schon vorher gegeben; sie sind jedoch über den Bereich des Formalen kaum hin-

ausgekommen. Diesmal aber springt der Funke über, es geschieht eine erste wirkliche Begegnung mit dem Geist der Antike. Nicht das 14., sondern das 12. Jahrhundert hat den christlichen Humanismus des Abendlandes erzeugt.

Eine derart grundlegende Wandlung muß sich natürlich auch auf soziologischem Gebiet abzeichnen. Sowohl beim Adel wie beim Bürgertum wird sie sichtbar. Schon während des 10.—11. Jahrhunderts hatte sich im französischen Adel die Gestalt des christlichen Ritters zu formen begonnen und war mit dem ersten Kreuzzug zum Abschluß gekommen. Es ging auch hier um einen Verselbständigungsprozeß: Dadurch, daß der christliche Ritter Aufgaben übernahm, die eigentlich dem König innerhalb der alten Welt zukamen, stellte er sich irgendwie außerhalb des politisch-religiösen Reichsverbandes. Aber er war noch ganz und gar in die Kirche eingegliedert. Das sollte im 12. Jahrhundert anders werden. Das Rittertum befreite sich auch von der kirchlichen Bindung und entwickelte sich zur höfischen Gesellschaft der Minnesangkultur, zum humanistisch verfeinerten Neuadel. Auch das Bürgertum fand in dieser Zeit seinen eigenen Lebensstil. Die Stadt stand ja an sich schon außerhalb der feudal-agrarischen Welt und damit auch außerhalb der politisch-religiösen Einheitskultur, die nun einmal im Abendland mit dem Feudalismus eng zusammenhing. Sobald daher die Städte zu größerer Entfaltung kamen, begann der Kampf gegen das Feudalrecht und die Ausbildung einer eigenen Lebensweise. Das führte im nördlicheren Italien sowie in Süd- und Mittelfrankreich — in den Städten Deutschlands herrschte noch die Landkultur vor — zu einer spezifisch bürgerlichen Kultur. Sie wird von einer neuen, profanen Geistigkeit getragen, von einem Geist des Rechnens, des nüchternen Faktierens, des juristischen und realpolitischen Denkens. Es geht nicht mehr um die feudale, hierarchisch abgestufte *justitia*, sondern um die horizontal gegliederte *aequitas*, nicht mehr um das Ideal des für Gott streitenden Kriegers, sondern um den Menschen der *humanitas*, *civilitas*, *prudentia*, *eloquentia*. Diese neuen Ideale zeigen schon an, wie eng das neue Bürgertum mit dem neuen Humanismus und der neuen scholastischen Wissenschaft zusammenhängt.

Schließlich noch ein Wort über die Häresien, die große Not des 12. Jahrhunderts. Sie konnten nicht ausbleiben. Es war ja alles fraglich geworden: das alte feudale Weltbild, die sakrale Ordnung, die das niedere Volk nie recht verstanden und nur zu oft materiell-magisch ausgedeutet hatte, der Reichtum und Glanz des feudalen Hochklerus in seinem schreienden Gegensatz zu der Armut, die sich vor allem in den wachsenden Städten drückend bemerkbar machte und eine gärende Unzufriedenheit erzeugte. Der neue Spiritualismus, der dem Individuum die Freiheit und Würde sicherte, mußte sich verheerend auswirken, sobald er die ungeschützten Massen erfaßte. Wie schleichendes Gift breiteten sich geheime Sekten aus. Die Sakramente und das heilige Opfer, das Priestertum und die kirchliche Hierarchie ablehnend, predigten sie als die wahren Träger der Geistkirche die reine evan-

gelische Armut. Diese Häresien sind seitdem nicht mehr aus dem Abendland gewichen und sollten später unter Luther seine religiöse Einheit zerreißen.

Damit wäre die geistige Situation des 12. Jahrhunderts, soweit sie Heer beschreibt, in den Hauptlinien umrissen. Die Skizze ist reichlich grob ausgefallen. Denn der Kampf zwischen den beiden Welten vollzog sich ja nicht in der reinlichen Scheidung, wie sie hier dargestellt worden ist, sondern in vielfachen Überschneidungen, Schattierungen und Kompromissen. Das 12. Jahrhundert trägt als typische Übergangszeit ein Doppelgesicht, es steht im Zwielficht. Gerade das macht es so schwierig, die damals lebenden Menschen und ihre Schöpfungen immer klar zu bestimmen. Heer hat diese Aufgabe von neuem angegriffen. Der Hauptwert seines Buches besteht in Einzelanalysen, in denen das von uns vernachlässigte individuelle Moment zu seinem vollen Recht kommt. Im Verständnis des 12. Jahrhunderts ist Heer ein großes Stück weiter gekommen. Es gelang ihm, weil er fast alle Gebiete des Lebens herangezogen hat — eine bisher unerreichte Leistung — und weil er die Fülle der Einzelentwicklungen, die zum Teil schon andere Forscher herausgearbeitet hatten, in einen tiefer liegenden Zusammenhang, eben in den Kampf zwischen der alten und der neuen Welt, mit feinem soziologischen und geistesgeschichtlichen Gespür eingeordnet hat. Auf's Ganze gesehen, ist das Werk ein großartiger Wurf, unbeschadet mancher Einzelheiten, die der Berichtigung bedürfen, aber hier nicht erörtert werden können.

II.

Was ist aber nun letztlich während des 12. Jahrhunderts im Abendland vor sich gegangen? Heer antwortet darauf: Der Aufgang Europas hat sich vollzogen; denn damals ist zum erstenmal das Wesen Europas voll sichtbar geworden. Das Wesensmerkmal Europas ist nämlich das in polaren Spannungen sich auseinandersetzen- de Leben, „der Agon“, wie Heer sagt, „das politische, religiöse, geistig-kulturelle, soziale und wirtschaftliche Streitgespräch zwischen ebenbürtigen Partnern“ (S. 15). Gegenüber den „Monologen, gehalten von den chinesischen, assyrischen, ägyptischen und anderen Gottkaisern“ steht der europäische Dialog, gegenüber der dort zyklisch, ohne wirklich neues Geschehen ablaufenden Zeit hier der geschichtliche Rang jeder Stunde. „Was einmal in den Tagen des Augustus oder schon des Perikles in Erscheinung trat und historische Wirklichkeit wurde, wirkt fort, bleibt irgendwie präsent und ist befähigt, zu neuer Wirklichkeit und Wirksamkeit heraufzusteigen, wenn es die Not der späteren Stunde ruft. Hier ruht das Geheimnis der europäischen Renaissancen“ (S. 15 f.). Dem Okzident ist also eine stete Spannung zwischen konservativem und revolutionärem Denken eigen. „Alles, was aufscheint im historischen Raum des Abendlandes, bleibt irgendwie erhalten. Zugleich wird das Präsente stets neu in Frage gestellt“ (S. 16). Die eigentliche Schärfe erhält freilich diese Spannung durch

die christliche Religion. Sie stellt immer wieder die Kulturschöpfungen „unter das Gericht des Absoluten, weil sie die Zeit gerichtet weiß durch den Anruf des lebendigen Gottes“ (S. 16).

Was ist hierzu zu sagen? Übergehen wir die Frage, was Heer unter Europa versteht und was von dem Gegensatzpaar: europäischer Dialog — außer-europäischer Monolog zu halten ist, und beschränken wir uns auf das Abendland! Hier darf man wohl ohne Bedenken zustimmen. Es ist wahr: Der abendländische Geist steht wesentlich in der unruhigen Spannung zwischen vielartigen inneren Gegensätzen. Und es ist ferner richtig, daß dieses Wesensmerkmal erst im 11.—12. Jahrhundert klar auftritt und von da ab die Geschichte des Abendlandes bestimmt. Aber eine Frage bleibt: Warum tritt dieses Wesensmerkmal so spät auf? Oder war es vorher gar nicht vorhanden? Es wäre gut gewesen, wenn Heer darauf ausdrücklich, nicht nur nebenbei geantwortet hätte. Sein Buch, das doch nicht nur für Fachleute berechnet ist, wäre damit einsichtiger geworden. Das 12. Jahrhundert ist auch für Heer nichts anderes als ein Stadium innerhalb der abendländischen Geschichte. Der abendländische Geist hat sich nicht damals, sondern im 7. bis 8. Jahrhundert mit all den Anlagen, die er später entfalten sollte, konstituiert. Hier, im Ursprung, liegt der Grund für sein dynamisches, von verschiedenen Kräften bewegtes Wesen. Es lohnt die Mühe, einen kurzen Blick dorthin zu werfen.

Der Okzident stellt ein Völkergemisch dar, das sich im Schmelztiegel der Völkerwanderungszeit allmählich in ein germanisches und ein römisches Element geteilt hat. Beide Elemente zerfallen wiederum in die verschiedensten Völker und Stämme. Daß diese heterogene Masse zu einer kulturellen Einheit zusammenwuchs, ist vor allem den beiden geistigen Mächten, Antike und Christentum, zu verdanken. Sie waren das eigentliche Ferment, das konstituierende Prinzip des abendländischen Geistes. Die Geschichte des Abendlandes vollzog sich als stets neue Begegnung der germanisch-römischen Völker mit Antike und Christentum. Der abendländische Geist entfaltete sich also nicht in einer, sondern in drei Dimensionen. Den unteren Kreis des Naturhaft-Organischen, des germanisch-römischen Volkselementes durchbrechend, stieß er mit innerer Notwendigkeit in den höheren Bereich des reinen Geistes vor, um dort in ein freies Gespräch mit dem Geist der Antike zu treten, konnte aber auch dort nicht zur Ruhe kommen; denn der ihm innewohnende christliche Glaube hatte ihn in die sublime Sphäre des Heiligen Geistes erhoben. Hier sollten die wesentlichen Entscheidungen fallen; hier galt es, das letzte Opfer, das Opfer des natürlichen Selbststandes, zu bringen, um so in die eigentliche Freiheit und Wahrheit einzugehen, in den demütigen Dienst am Geheimnis der welterlösenden, verborgen wirkenden, übernatürlichen Leben spendenden Gottheit. Eine so schwierige, polyphon angelegte Lebensmelodie konnte natürlich nicht ohne innere Gegensätzlichkeiten durchgeführt werden. Die drei, so verschiedenen Grundkräfte des Abendlandes mußten sich notwendig auseinandersetzen. Das ist

der Grund für den Agon, den Heer zum Wesensmerkmal des Abendlandes stempelt. Keine andere, bisher bekannte Kultur war so sehr auf den inneren Kampf ausgerichtet wie die abendländische. Ist doch bisher niemals ein Kulturkreis mit solcher Unmittelbarkeit in die dreigestufte Welt des Volksgeistes, des Universalgeistes und des Heiligen Geistes hineingestellt worden.

Warum aber kam diese Anlage nicht sofort zur vollen Entfaltung? Wie ist die politisch-religiöse Einheitskultur der karolingisch-ottonischen Epoche zu erklären? Die Geschichte einer Kultur verläuft ähnlich wie die eines einzelnen Menschen. Was wir beim Kind beobachten, das gilt auch für die erste Jugendzeit einer Kulturwelt: ein ähnliches unbewußtes Schaffen, ein ähnlicher halbwacher Zustand, in dem die verschiedenen Lebensgebiete ineinanderfließen. Mayer-Pfannholz, dem Heer für die Grundkonzeption seines Buches viel verdankt, nennt diese erste Zeit die Phase der Kohärenz, der Gebundenheit. Ihr folgt die Phase der Diastase, der Gelöstheit. Da erwacht der Geist aus seinem Dämmerzustand, besinnt sich, beginnt zu reflektieren und entdeckt so die verschiedenen Seiten seines Wesens. Das frühere Ineinander geht in ein Neben- und Gegeneinander über, doch bleiben die entstandenen Gegensätze in einer höheren Einheit verbunden. Ja, gerade in der Zeit der ersten Differenzierung bleibt noch manches von dem früheren integrierten, in einer primitiveren Einheit verharrenden Denken zurück, bis es von einer neuen Phase schärferer Gegensätzlichkeit ausgeräumt wird. In diesen zweiten Lebensabschnitt trat das Abendland im 11.—12. Jahrhundert ein. Und wenn ihm Heer den Namen „Aufgang Europas“ gibt, so will er auf die entscheidende Bedeutung des damals vollzogenen Schrittes nachdrücklich hinweisen. Das Abendland kam damals zum ersten Bewußtsein seiner selbst und damit zum Austrag der in ihm liegenden Spannungen.

III.

Es gibt aber noch ein tieferes Anliegen, aus dem heraus Heer sein Buch geschrieben und mit dem Titel „Aufgang Europas“ versehen hat. Er will ja nicht Historiker im Sinne des Historismus sein; der Agon des 12. Jahrhunderts fesselt ihn nicht so sehr als Problem einer längst vergangenen Zeit, sondern vor allem als Entscheidung des europäischen Menschen schlechthin. Bei dieser Haltung konnte Heer von den bitteren Erfahrungen der Hitlerzeit, die ihm, dem zart Empfindenden, seelisch besonders stark zugesetzt haben, nicht loskommen. Die quälende Frage: „Wie war es möglich?“ hat ihn auch bei seinen historischen Forschungen nicht verlassen und ihn im Nachwort seines Buches zu merkwürdigen Äußerungen gedrängt.

Der totalitäre Staat Hitlers steht seiner Ansicht nach in direktem Bezug zu dem alten politisch-religiösen Reichsgedanken des Mittelalters; er läßt sich „nur aus reichischen Bezügen verstehen, — aus der Perversion, gewiß, aber auch aus der echten Nachfolge des Sacrum Imperium. Die Glaubenskräfte,

die ihm zuflossen, fließen aus sicherlich trüben, aber alten Quellen“ (S. 659). Vom Reich Karls des Großen verläuft die Linie über Barbarossa (in gewisser Hinsicht auch über Gregor VII.), fürstlichen Absolutismus, Hegel, „den Hoftheologen der preußischen Staatsomnipotenz“, zu Hitler. Alle diese Systeme haben versucht, Andersdenkende, „Ungläubige“ durch brutale Unterdrückung zur Einordnung in das Ganze, in die Totalität zu zwingen. Das ist eben das Kreuz des Abendlandes, das Gegenkreuz, das „neben dem Kreuz Christi stand, so daß sein Glanz den verborgenen Glanz des anderen Kreuzes immer wieder zu überblenden, zu überdecken vermochte, dergestalt, daß selbst vielen Christen eine Deckung, ja eine Identität beider Kreuze möglich, ja in den christlichen Totalstaaten sogar realisiert schien“ (S. 658 f). Man muß einmal mit der Verhimmelung des Heiligen Reiches des Mittelalters Schluß machen. Karl der Große, der „Erzvater des europäischen Totalstaates“, hat eine verhängnisvolle Entwicklung eingeleitet, und Barbarossa hat sie dem Abendland wieder aufnötigen wollen. Hätte er gesiegt, so wäre der Okzident „in ein riesiges, christlich-germanisches Sultanat“ (S. 604), „in einen zaristisch-sultanischen Zwangsstaat“ (S. 619) verwandelt worden. Daher verfolgt Heer mit solcher Leidenschaft, „cum ira et studio“ heißt es im Vorwort, den Kampf des 12. Jahrhunderts. Und er schließt sein Buch mit den Worten: „Es gibt keine ‚heiligen Reiche‘ mehr. Aus dieser Gewißheit schöpfen die Vorkämpfer der europäischen Freiheit Mut und Zuversicht in allen vergangenen Kämpfen wider jedwede Diktatur eines Totalstaates. Eine Lehre der Vergangenheit, eine Hoffnung für die Zukunft“ (S. 660).

Das sind kühne, zum Widerspruch aufreizende Gedanken. Man ist versucht, den Sinn der letzten Worte umzudrehen und als Lehre der Vergangenheit und als Hoffnung für die Zukunft zu sagen: Es gibt keine heiligen Reiche mehr, ja — und deswegen kam die Diktatur des totalitären Staates! Denn nur eine nihilistische, atheistische Weltanschauung kann den Mut haben, der Macht und Willkür des Staates alle Bereiche des Lebens, auch die der Religion, der Sittlichkeit, des Gewissens, zu unterwerfen. Gerade deswegen war das Heilige Reich des Mittelalters nicht totalitär. Schon deshalb nicht, weil es wesentlich auf der Kirche aufruhte. Die Kirche hat sich niemals in ein totalitäres System einfügen lassen. Aus diesem Grunde zieht durch das ganze Mittelalter die Lehre von der prinzipiellen Scheidung der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Weder das theokratische System Karls des Großen und der nachfolgenden Kaiser noch das hierokratische System der Päpste seit Gregor VII. haben sie angetastet. Es ging bei den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum um eine relative, nicht um eine absolute Vorherrschaft. Die Einheitsidee des Mittelalters schloß die Freiheit nicht aus, weil der christliche Glaube alles beherrschte und durchseelte. Übrigens war der mittelalterliche Staat ein viel zu schwaches, sich organisch von unten her aufbauendes Gebilde, als daß er jemals zum Totalitarismus hätte gelangen können. Allein schon das germanische Widerstandsrecht, dessen große Bedeutung Heer sicher kennt, machte das un-

möglich. Totalitärer Staat im Mittelalter — das ist ein unglücklicher Anachronismus.

Gewiß gibt es einzelne Tatsachen, die Heer ins Feld führen kann, zum Beispiel die von Karl angeordnete Zwangsmissionierung der Sachsen, der Würzburger Reichstag 1165, wo Friedrich Barbarossa auf die Gewissensentscheidung vieler Bischöfe einen unerlaubten Druck ausgeübt hat, die von den Ordensrittern erzwungenen Bekehrungen in Livland und in Preußen, die von der Kirche geleiteten Ketzerkriege und Ketzerverfolgungen. So unheimlich diese Seiten unserer abendländischen Geschichte auch sind, so gerne wir Christen sie überschlagen, so wenig dürfen sie überraschen. Menschliche Schuld und Unvollkommenheit gehören nun einmal zur Geschichte der erlösungsbedürftigen Menschheit. Und wenn man diesen beklagenswerten Erscheinungen der mittelalterlichen Kultur auf den Grund geht, so wird man viele, je nach dem Einzelfall verschiedene Ursachen entdecken: Machtwillen und Habgier, Vorstellungen aus der germanisch-heidnischen Vergangenheit, primitive Brutalität im Denken und Handeln und andere Menschlichkeiten mehr. Mit welchem Recht legt sie Heer dem Heiligen Reich des Mittelalters zur Last? Mußte denn die Welt der politischen Religiosität notwendig zu diesen Auswüchsen führen? Keineswegs, nicht einmal zu den Formen der Ketzerverfolgungen, die uns heute mit Recht abstoßen, obwohl sich gerade hier ein an sich berechtigter Verteidigungswille gegenüber revolutionären, die Kulturwelt in ihren Grundlagen unterwühlenden Elementen auswirkte. Jedes Weltbild, auch wenn es wesentlich christlich ist, birgt Gefahren in sich und führt allzu leicht den verletzlichen Menschen in Schuld. Das gilt nicht nur für die Welt der politischen Religiosität, sondern auch und gerade für die der „europäischen Freiheit“. Trotz den Schattenseiten sind beide echter, gültiger Ausdruck bestimmter Entwicklungsphasen des abendländischen Geistes.

Selbst jene Frage, die Heer wohl hauptsächlich zu seinem radikalen Nachwort veranlaßt hat, bedarf der Prüfung. Daß viele Deutsche, ja sogar ganze Volkskreise immer wieder dem faszinierenden Einfluß des „Führers“ in blindem Gehorsam erlegen sind, hat man schon öfters auf eine Verkümmernng des Freiheitssinns zurückgeführt. Wie bezeichnend ist doch die Bemerkung eines Engländers, die Deutschen könnten nicht richtig frei sein, sie hätten ja nie einen ihrer Könige umgebracht! In der Tat scheint das deutsche Volk niemals zu jener Freiheit gelangt zu sein, die Italien und die westlichen Länder seit dem 12. Jahrhundert ausgebildet haben. Man wird Heer zugeben dürfen, daß dieses unser Nachhinken zum Teil mit der alten Reichstradition zusammenhängt. Aber war die Reichsidee an sich der Grund? Oder trägt daran nicht unsre Schwerfälligkeit und das Überwiegen des bäuerlichen Volkselementes die Schuld? Kein Land hat Karl den Großen so schwärmerisch verehrt wie Frankreich, und zwar gerade im 12.—13. Jahrhundert, also zu der Zeit, als es die neue Welt ausformte.

Daß Heer sein ernstes, wertvolles Werk mit diesen allzu allgemeinen, mehr unrichtigen als richtigen Äußerungen abgeschlossen hat, ist zu bedauern. Während er sonst dank seiner meisterhaften Methode die Menschen und Geschehnisse des 12. Jahrhunderts von innen her zum Leuchten bringt, wirft er hier von außen ein grelles Schlaglicht auf das Ganze und verfälscht so das Bild. Glücklicherweise macht das für das eigentliche Werk wenig aus. Die Ehrlichkeit gebietet es freilich, zu sagen, daß man bisweilen auch bei den historischen Analysen ähnliche unhistorisch-konstruierende Bemerkungen entdecken kann. Man soll sie nicht allzu schwer ankreiden. Wer Geschichte treibt, weiß, wie leicht man, zumal bei Erstlingsarbeiten, dieser Gefahr unterliegt. Wenn auch Heers Buch noch nicht voll ausgereift ist, bleibt es trotzdem eine staunenswerte Leistung. Hier offenbart sich eine Begabung, wie sie die katholische Geschichtsschreibung des deutschen Sprachgebietes vielleicht seit Jahrzehnten nicht besessen hat. Wer das Mittelalter in sich und in seiner Bedeutung für die abendländische Geschichte verstehen lernen will, wird durch Heer große Bereicherung erfahren.

Die Rückkehr der Gespenster

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Die Zeiten sind vorbei, wo man die Religion als eigennützige Erfindung von Priestern verschrie und glaubte, mit dem Fortschritt der Wissenschaft würde der Betrug dieser Dunkelmänner von selbst dem Licht der Aufklärung weichen. Nur Nachzügler, die rein geistesgeschichtlich gesehen um fünfzig bis hundert Jahre hinter der Entwicklung zurückgeblieben sind, halten die Religion noch für „Opium für das Volk“, wenn überhaupt ihr materialistischer Religionsersatz für sie etwas anderes bedeutet als eine kaltblütige Irreführung im Kampf um die Macht.

Für alle übrigen ist es heute klar, daß die Religion eine Wirklichkeit ist, die der Mensch nicht ungestraft vernachlässigen darf. Immer klarer sieht man ihre Bedeutung für die Erhaltung der Kultur wie für das Gleichgewicht des einzelnen ein. Aber noch findet der heutige Mensch seinen Weg nur wie einer, der in tiefstem Dunkel sich unsicher tastend voranbewegt. Er ist verwirrt von der Mannigfaltigkeit der religiösen Formen und Bekenntnisse, denen er selbst in seiner Umwelt begegnet oder mit denen ihn die Religionswissenschaft besser als zu irgendeiner früheren Zeit bekannt macht. Er weiß nicht, welcher unter den vielen sich anbietenden Formen er sich zuwenden soll, und wo er es tut, da geschieht es deswegen, weil man schließlich Religion nur in einer bestimmten Form betätigen kann. Infolgedessen ist er nur mit halber Überzeugung dabei; einige verfallen auch infolge ihrer Gemütsanlage einem wütenden Fanatismus, der die eigenen Zweifel durch wilde Ausfälle gegen andere Bekenntnisse zu übertönen versucht. Im ganzen kenn-